

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 148.

Dienstag, 29. Juni.

1915.

Um die Beute.

(25. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

Hartmann war noch nahe genug, um zu hören, was sie sprachen; aber bei dem Durcheinander aufgeregter Stimmen vermochte er zunächst den Sinn ihrer Rede nicht zu erfassen. So viel jedoch wurde ihm bald klar, daß die Leute Heinrich Wendriner, der sich wütend gegen seine Festnahme sträubte, für einen Verrückten hielten. Und in der Tat mußte er wenigstens in diesem Augenblick die Klarheit seines Verstandes eingebüßt haben, da er fortwährend nach dem Gelde schrie, das niemand gehöre als ihm, und da er unaufhörlich versicherte, jeden niederzuschießen, der sich dem Grabe nähern würde.

Natürlich war sein Widerstreben dieser Übermacht gegenüber eitel Torheit. Sie hatten ihn sehr bald wehrlos gemacht, und der Totengräber sagte: „Wir werden ihn in die Leichenkammer sperren, bis wir einen Gendarmen herbeigeschafft haben. Vorwärts also — und laßt ihn untenwegs nicht entwischen.“

Aber einer der Knechte zögerte noch, dieser Weisung zu gehorchen. „Vielleicht ist aber doch was in dem Hügel versteckt“, meinte er. „Es wär' doch nicht das erste Mal. So verrückt ist der Kerl am Ende nicht, daß nicht irgend etwas dahinter stecke. Sehen Sie nur, er hat den schweren Stein ganz allein umgeworfen und schon ein ganz tüchtiges Loch gebuddelt. Wie wär's, wenn wir den Hügel umschauflelten? Die ganze Gräberreihe sollte ja doch im nächsten Frühling eingeebnet werden.“

Es mochte für den Totengräber etwas Einleuchtendes in der Rede des Durschen sein.

„Schafft den Mann zunächst in die Leichenkammer“, meinte er nach kurzem Überlegen, „und dann kommt mit Schaufeln zurück. Wir können uns ja immerhin überzeugen.“

Die Knechte verschwanden mit ihrem Gefangenen, der jetzt plötzlich ganz apathisch geworden war und mehr geschleppt als geführt werden mußte, in der Dunkelheit. Bruno Hartmann aber ging mit sich zu Rate, ob er sich dem am Grabe zurückgeliebenen Totengräber offenbaren sollte oder nicht. Es konnte ihm ja schließlich nicht viel geschehen, aber er sagte sich doch, daß es kaum möglich sein würde, diesen Leuten den Zusammenhang der Dinge klar zu machen, und daß er jedenfalls Gefahr lief, zunächst in Haft genommen zu werden. Daß aber wollte er unter allen Umständen vermeiden. Denn wenn Wendriner sich in der Stelle, wo der Schatz versteckt war, dennoch geirrt haben sollte, oder wenig alles nur ein von Grevenberg im Einverständnis mit Hanna ersonnener Betrug gewesen war, so war alles verloren, wenn er für einen oder mehrere Tage in seiner Bewegungsfreiheit behindert wurde.

Deshalb hielt er es für geraten, in seinem Versteck zu bleiben und sich mäusestill zu verhalten.

Er hatte keine Ursache, es zu bereuen; denn als eine Stunde später die mit ihren Werkzeugen zurückgekehrten Gehilfen des Totengräbers ihre Arbeit be-

endet hatten, ohne daß in dem sorgfältig durchsuchten Erdreich des Hügels irgend etwas von Geld oder Geldeswert zum Vorschein gekommen wäre, dürfte er sich überzeugt halten, daß Wendriner das Opfer eines Irrtums oder eines Betrugens geworden war.

Er wartete, bis die Leute mit ihren Laternen wieder im Innern des Totengräberhauses verschwunden waren, dann richtete er sich auf und verließ auf demselben Wege, den er gekommen war, unbehelligt den Friedhof.

Siebzigstes Kapitel.

In Doktor Ruthards Wartezimmer pflegten sich sonst die Patienten nicht gerade zu drängen, aber als Grevenberg am Morgen nach seiner Unterredung mit dem Oberstleutnant das Haus betrat, dessen Erdgeschloß der junge Arzt bewohnte, traf es sich doch, daß Ruthardt eben mit einer zeitraubenden Untersuchung beschäftigt war, und daß der neue Ankömmling deshalb von der Haushälterin aufgefordert wurde, sich ein wenig zu gedulden.

Grevenberg sah heute erschreckend abgespannt und elend aus. Die müde Haltung, in der er auf seinem Stuhle saß, und die bläulichen Schatten unter seinen Augen ließen vermuten, daß er in der Nacht nur wenig Schlummer gefunden habe, und von Zeit zu Zeit erschütterte ein trodener, kraftloser Husten seine Brust.

Trotzdem musterte er seine Umgebung mit gespanntem Interesse, und nachdem er die sehr bescheidene Einrichtung des Wartezimmers bis in die kleinsten Einzelheiten studiert hatte, stand er auf und trat an das Fenster, das nach der Hinterseite des Hauses hinausging und den Ausblick in einen kleinen, schon herbstlich kahlen Garten gewährte.

Das Fenster mochte wohl mannhoch über dem schmalen Rasenstreifen liegen, der sich längs der Hausmauer dahinzog, aber die Latten eines Obstspaliers, das den unteren Teil der Mauer bedeckte, hätten es einem leidlich gewandten Turner nicht allzu schwer gemacht, vom Garten aus die Brüstung zu gewinnen.

Paul Grevenberg lauschte nach dem anstößenden Sprechzimmer hin, und da er aus dem Tonfall der sonoren Männerstimme, die da drinnen laut wurde, den Schluß zog, daß der Arzt noch immer mit der Befragung seines Patienten beschäftigt sei, öffnete er so geräuschlos wie möglich einen der beiden Fensterflügel. Nun konnte er, sich hinauslehrend, das Terrain da draußen noch besser überblicken. Er sah, daß sich zwischen dem Garten und dem Nachbargrundstück ein nur durch niedrige Holzgitter eingefriedigter Gang hinzog, der offenbar die Bestimmung hatte, ein weiter rückwärts gelegenes, schuppenartiges Gebäude mit der Straße zu verbinden. Andere bemerkenswerte Entdeckungen waren nicht zu machen, man hätte denn die auf einem angrenzenden Hofe im Winde flatternde Wäsche dahin rechnen wollen, oder eine Schar janker Spaken, die in lebhaftem Meinungsaustrausch

zwischen den entlaubten Wipfeln einiger Obstbäume hin und her flogen.

Eben hatte er das Fenster wieder geschlossen, als sich die Tür des Nebenzimmers aufthat. Der Patient kam unter Danksgängen heraus, und der Doktor, dessen jugendliches Aussehen den Verlobten Marthas überraschte, lud den Fremden mit höflicher Gendbewegung zum Eintritt in das Sprechzimmer ein.

Grevenbergs erster Blick fiel auf die Wase neben dem Schreibtisch. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopfe, und es wurde ihm schwer, seine Augen von dem Kunstwerk loszureißen. Aber er wollte sich heute besser beherrschen, als es ihm gestern dem Oberstleutnant gegenüber gelungen war, und auf des Doktors ruhige Frage nach seinem Begehre begann er mit gutem Geschick die in den schlaflosen Stunden dieser Nacht ersonnene Komödie zu spielen.

Er nannte seinen Namen nicht und begnügte sich, zur Aufklärung über seine Person zu sagen, daß er nur zu vorübergehendem Aufenthalt in Liebensfelde sei. Ein Unwohlsein, von dem er schon seit einiger Zeit geplagt werde, habe sich in den letzten Tagen derart gesteigert, daß er sich nun doch entschließen müsse, einen Arzt zu konsultieren. Er fürchte, daß mit seinem Herzen etwas nicht in Ordnung sei, und bitte um eine gründliche Untersuchung.

Georg Rutherford, der ihn während des Sprechens sehr aufmerksam beobachtet hatte, ersuchte ihn, seinen Oberkörper zu entkleiden, und begann mit der Auskultation.

„Sie sehen schlecht genährt aus“, sagte er. „Es scheint, daß Sie Ihren Körper längere Zeit über Gebühr angestrengt haben.“

„Ich war lange auf Reisen, Herr Doktor. Vielleicht habe ich mir da mehr zugemutet, als ich ertragen konnte. Aber es hat doch wohl nichts zu bedeuten.“

„Wir werden sehen“, lautete die kurze Erwiderung, und wenn nicht Grevenbergs Gedanken ausschließlich auf die Wase gerichtet gewesen wären, würde ihn der ernste Klang dieser drei Worte wahrscheinlich mit einiger Besorgnis erfüllt haben.

Die Untersuchung währte ziemlich lange, und er mußte auf eine Reihe von Fragen Auskunft geben, wie sie ihm ähnlich vor einigen Tagen auch der von seinem besorgten Gastfreunde geholte Arzt vorgelegt hatte. Er beantwortete sie ganz ehrlich, denn sein Gesundheitszustand war ihm in diesem Augenblick so gleichgültig, daß es ihn durchaus nicht der Mühe wert schien, sich irgendwie zu verstellen.

„Bitte — Sie können sich wieder ankleiden“, sagte Rutherford endlich, indem er das Stethoskop fortlegte. „Ich werde Ihnen etwas Anregendes verschreiben, aber ich verhehle Ihnen nicht, daß Sie davon nur vorübergehend Nutzen haben werden. Ich empfehle Ihnen dringend, sich an Ihrem zuständigen Aufenthaltsort sofort in dauernde ärztliche Behandlung zu begeben.“

„Ah, Sie wollen mich doch nicht ängstlich machen, Herr Doktor“, lächelte Grevenberg. „Haben Sie denn etwas Bedenkliches gefunden?“

„Ihre Lungen sind angegriffen, und Ihr Herz arbeitet nicht so, wie es sollte. Sie müssen jedenfalls sehr vorsichtig leben, jede Aufregung, Anstrengung oder Ausschweifung vermeiden und für die Pflege Ihres stark heruntergekommenen Körpers alles tun, was nur immer in Ihren Kräften steht.“

So eindringlich auch das alles gesagt war, so wenig Eindruck machte es doch in diesem Moment auf den, dem die Warnung galt. „Ich werde mir's merken, Herr Doktor“, sagte er leicht hin.

Und dann, während er seine Kravatte knüpfte, stellte er sich vor die japanische Wase. „Was für ein herrliches Kunstwerk! Sie da besitzen!“ plauderte er. „Vielleicht wissen Sie nicht einmal, welchen Wert es für einen Sammler solcher Antiquitäten haben würde.“

„Doch, ich weiß es“, warf Georg Rutherford, der eben mit der Abfassung des Rezepts beschäftigt war, kurz hin. „Man hat es mir wiederholt gesagt.“

„Sind Sie nie in Versuchung geführt worden, die Wase zu verkaufen? Aber es verirrt sich wohl freilich nur selten ein wirklicher Kenner hierher nach Liebensfelde?“

„Das wäre mir auch sehr gleichgültig. Denn die Wase ist nicht verkäuflich.“

„Sie sollen das nicht mit solcher Bestimmtheit aussprechen, verehrter Herr Doktor. Am Ende hat jedes Ding in der Welt seinen Preis.“

„Ich wiederhole, daß die Wase nicht verkäuflich ist. — Darf ich Sie vielleicht um Ihren Namen bitten, damit ich ihn auf dem Rezept vermerken kann?“

Der Fremde hatte diese Aufforderung offenbar überhört. Er war jetzt ganz in die Betrachtung und Untersuchung des metallenen Kunstwerkes vertieft.

„Wie meisterhaft das alles modelliert ist! Geradezu dem Boden abgelauscht. Diese Fidechse hier in dem Nistloch zum Beispiel — ist es nicht, als ob sie im nächsten Augenblick davonhüpfen müßte?“

Als wolle er das Tierchen streicheln, fuhr er mit dem Finger in die winzige Öffnung, die der zierliche Körper der Bazerte noch freiließ, und als er in der Tiefe der Höhlung eine kleine Papierrolle fühlte, weitete sich in einem triumphierenden Glücksgefühl seine Brust.

Wenn dies Röllchen noch an seinem Platze war, so lag sicherlich auch alles andere wohlgeborgen da, wohin er es versteckt hatte, und unter allen lebenden Menschen kannte nur er das Geheimnis dieser kostbaren Wase.

Mit der gut geübten Lebhaftigkeit eines Menschen, der plötzlich zu einem großen Entschluß gelangt ist, wandte er sich nach dem umgabuldig wartenden jungen Arzt um.

„Ich will ganz aufrichtig sein, lieber Herr Doktor. Ich selbst bin zufällig ein leidenschaftlicher Liebhaber japanischen Kunstgewerbes, und ich möchte Ihnen die Wase abkaufen. Nein, nein — sagen Sie nichts! Es könnte Sie gereuen. Denn ich biete Ihnen nicht, was andere Ihnen vielleicht geboten haben, denen es um einen vorteilhaften Erwerb zu tun war. Ich habe etwas Derartiges noch nicht in meiner Sammlung, und der etwaige Marktwert des Stückes ist darum für mich nicht das Entscheidende. Machen Sie mir Ihren Preis, Herr Doktor, und machen Sie ihn, so hoch Sie wollen. Nur sagen Sie mir nicht noch einmal, daß Ihnen die Wase unverkäuflich sei.“

(Fortsetzung folgt.)



Wäre des Lebens Zweck mir das Leben, so könnte es einer erklärlicheren nicht geben. D. v. Reicher.

Die Liebesgaben der Pioniere.

Es waren einige Tage nach dem Sturm auf Carency, als an die 8. Kompagnie der Befehl erging, den noch nicht besetzten Ortsteil, welcher noch von Franzosen gehalten wurde, zu nehmen und die Rothosen zu vertreiben. Da nun unsere Artillerie die Hauptstützpunkte, wie Brauerei und Weisches Haus, wegen ihrer tiefen Lage nicht wirksam beschießen konnte, wurde der 8. Kompagnie ein Pionier-Kommando zugeteilt, welches im Verein mit einer Infanterie-Batrouille, der ich als Führer zugeteilt war, die Häuser sprengen und durch Minen und Handgranaten die Franzosen heunruhigen und vertreiben sollte. Zu diesen Gängen blieben uns zwei Wege offen. Entweder unten durch den nördlichen Ortsteil oder der Weg oben durchs Dorf. Auf diesen beiden Wege gingen wir nun fast jede Nacht vor, um unsere Liebesgaben, wofür wir stets eine offene Hand hatten, zu verteilen. Da wir nun im Anfang nicht recht wußten, wo die Hauptkräfte der Franzosen steckten, beschloßen wir, in der Nacht vom 16. 10. auf den 17. 10. die Franzosen herauszufordern und das Feuer auf uns zu lenken. Die Infanterie-Batrouille und zwei Pioniere, ausgerüstet mit schweren Stoß-

ferbenbüchsen, Eimeru und einer Leuchtspirale, gingen den Weg unten durchs Dorf. Drei Pioniere mit Handgranaten oben durchs Dorf, um oberhalb des vermutlich von den Franzosen besetzten Hauses zu kommen. Ein Schuß kündigte uns die Ankunft an. Nun legten wir los. Zuerst gaben wir einige Schüsse auf die französische Stellung ab. Diese wurden aber nicht erwidert. So mußten wir denn das Haus, von wo wir die Schüsse abgefeuert hatten, verlassen und uns neben dem Hause auf eine Wiese legen. Von hier aus warfen wir einige Büchsen auf das Dach des Hauses und auf die Straße. Die Wirkung blieb nicht aus. Wir bekamen ein lebhaftes Feuer. Nun wußte das Liebesgabentomitee genug. Nach wurde eine Leuchtspirale abgeschossen. Für die Franzosen blieb der Lohn nicht aus. Der Segen kam von oben. Am 20. 10. sollte es der Brauerei an den Krügen gehen. Zwei Kisten Sprengmunition schien uns für dieses Unternehmen nicht zu viel. Am diese nun besser transportieren zu können, kamen wir auf den Gedanken, die Munition in ein offenes Weinfäß zu packen und dieses auf das Untergestell eines Kinderwagens zu befestigen, versehen mit dem Schild „Liebesgaben aus dem schönen Rheinland“. Autonummer 404 ging's los. Wir gingen durchs Dorf zum Kreuzberg am Südwestausgange des Dorfes und schlichen uns den Abhang hinunter bis zum französischen Drahtverhaue vor, wo sich in Entfernung von etwa 15 Metern ein französischer Posten befand. Drahtverhaue wurden durchschnitten. Die Zündschnur wurde angewendet und schon sauste das Auto mit einer D-Buggeschwindigkeit den Abhang hinunter gegen das Stallgebäude der Brauerei, welches einen Augenblick später durch die furchtbare Detonation in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. In der folgenden Nacht sollte sich diese Geschichte wiederholen. Aber kaum waren wir am Kreuzberg angelangt, als wir auch schon mit Minen beschossen wurden. So mußten wir diesmal unerrichteter Sache heimkehren und trösteten uns auf ein anderes Mal.

Am 31. 10. wurde zu einem neuen Liebesgabentransport gerüstet. Nachmittags 3 Uhr gingen wir durch den Laufgraben, der den 2. Zug mit den Unteroffizier-Posten verband, vor. Wir hatten uns ordentlich mit Sprengmunition versehen. Ein Faß mit 825 Körnern und eine Kiste Handgranaten. Von der von uns besetzten Wirtshaus unter am Bahngleis aus mußten wir kriechen und unsere Liebesgaben an einem langen Strick nachziehen. So kamen wir denn zum Bauernhaus, von wo aus die Operation beginnen sollte. Sofort versuchte ich näher an die Franzosen zu kommen. Es gelang mir mit einem Pionier in einen französischen Schützengraben zu kommen, der nachts von diesen besetzt war. Hier fand ich sechs französische Handgranaten. Auch konnte ich von hier aus feststellen, daß eine vor uns stehende Barricade auch bei Tage besetzt war. Sofort schickte ich Granaten nebst Meldung an die Kompanie. Nun bereiteten wir alles vor, um an die Brauerei heran zu kommen. Aber leider konnten wir noch nichts unternehmen, da der Mond schon beim Anbruch der Dunkelheit in voller Größe am Himmel stand. So warteten wir denn die Dunkelheit ab, stellten Posten aus und gingen an uns ein Abendessen zu bereiten. Leider haben wir es niemals bekommen. Denn der eine hatte noch mehr Lust zum Arbeiten wie der andere. Schließlich am anderen Morgen gegen 4 Uhr wurde es dunkler. Nun ging's dabei. Als Patrouillenfürer ließ ich es mir natürlich nicht nehmen, als erster das Liebesgabentauto vorzuschleichen. Begleitet von zwei Gefreiten von den Pionieren, kamen wir bis auf zwei Meter an die Barricade heran. Hier wurden wir von den Franzosen bemerkt und feste beschossen. Umkehren gab's nicht, und wir beschloffen, das Faß zu entzünden und so wenigstens durch moralische Wirkung die Franzosen zu vertreiben. Kaum hatten wir uns ins Gefäß zurückgezogen, als auch schon die mächtige Explosion erfolgte. Jetzt ging's lustig los, eine Handgranate nach der anderen werfend, stürmten wir die Barricade. Dies war uns allerdings noch nicht genug. Wir acht pflanzten das Seitengewehr auf und im Hurra ging's auf das weiße Haus zu, um auch hier Liebesgaben zu verteilen. Aber bereits nach dem ersten Paletchen hatten sie die Nase voll. Die ganze Gesellschaft hatte durch den Keller in dem Laufgraben Refugium genommen. Bei der Durchsuchung fanden wir nur noch einige Ausrüstungsstücke. Nach fertigten wir uns aus einem Damenhemd und Unterrock eine deutsche Flagge an und hielten sie auf dem Dach unseres neu eroberten Hauses. Dann wurde von uns aus lauter Freude das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles“ gesungen. Es war gegen

8 Uhr morgens. Wir mußten nun davon laufen, die Wege und Zugänge zu verbarricadieren. Bei dieser Gelegenheit fiel leider einer unserer Kameraden. Denn die Franzosen hatten sich wieder einmal gesammelt und ein rasendes Feuer auf uns eröffnet. So kam es auch, daß die Verbindung mit der Kompanie abgeschnitten war. Diese bekamen wir erst wieder durch einen Laufgraben, den wir am Nachmittage um 4 Uhr fertig hatten. Dann bekamen wir das erste Essen seit 24 Stunden.

Drei Tage später ging's nun wirklich an die Brauerei. Des Nachts 1 Uhr, nachdem wir die Arbeiten einer Sappe wegen ihrer Langweiligkeit eingestellt hatten, kroch ich mit einem Pionier über den Hof längs der Mauer eines Schuppen vor. Zu diesem Zwecke hatten wir die Stiefel ausgezogen. Ausgerüstet waren wir mit Handgranaten und Pistole. Die drei Mauern, die uns noch vom Hauptgebäude trennten, wurden kurzer Hand von uns gesprengt. Da der Weg nun offen stand, wurde das Werk vollendet. Die anderen Leute kamen mit einem Faß Sprengstoff zu Hilfe. Da die Fenster des Hauptgebäudes ziemlich hoch waren und die Tür verbarricadiert, setzten wir eine Leiter an und stiegen ein, nachdem wir vorher einige Handgranaten hineingeworfen hatten. Im mittleren Zimmer wurde das Faß aufgestellt und mit Sandsäcken verpackt. Während ein Pionier die Verbindung anbrachte, fertigte ich noch rasch eine Skizze an. Dann zogen wir, wie auch die vorher ausgestellten Posten, uns zurück. Auf der Erde liegend, warteten wir ab. Kaum zwei Minuten, dann ein Aufblitzen und ein furchtbares Krachen. Obwohl der Mond hell leuchtete und wir verschiedene Leuchtraketen abgeschossen, herrschte eine Viertelstunde völlige Dunkelheit und fortwährend rieselte der Staub vom Gemäuer auf uns hernieder. Dann ging's wieder vor. Eine Brauerei sahen wir nicht mehr. Wir nahmen jetzt die Stallungen aufs Korn. Der Gefreite Kiel, der bereits für die Patrouillengänge, das Eisene Kreuz 1. Klasse erhalten, und ich schlugen mit einem Eisen eine Tür ein, um von hier aus die französischen Posten und vor allen Dingen den sogenannten Enton zu beschenken. Was uns, wie hinterlassene Blutspuren und ein zerbrochenes Gewehr anzeigten, auch gelungen ist. Jetzt kam der erste Zug zur Verstärkung. Dieser nahm die Durchsuchung der weiteren Häuser vor, während die Granatpuder sich zurückzogen, um zu frühstücken.

Weymann, Unteroffizier.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit, Freunde!

Heinz Hill, der hat im Graben
Ein Mädchen led und schlau;
Fragt er: „Wie geht's den Belschen?“
So schnurrt es llegend: „Wau!“
Ich habe eine Hündin;
Sieglinde tauft ich sie;
Die ist den Belschen entlaufen
Und doch ein liebes „Bieh“.
Sie lebt mit mir im Graben,
Steht mit mir auf der Wacht
Und hat Spionen und Spähern
Das Schleichern oft sauer gemacht.
Und frag' ich sie: „Sieglinde!
Willst wieder zum Frauzmann geh'n?“
Dann fängt sie an zu heulen,
Ihre Haare zu Berge steh'n. —
Sie legt sich mir zu Füßen
Und knurrt und äugt dann schlau,
Und sag' ich: „Wir bleiben Freunde!“
So bellt sie: „Wau, wau, wau!“

Her mann Böning,
Oberleutnant und Kompanieführer,
im Priesterwald.

Seltames Rothrot. Blättert man in den vergilbtesten Alten der Kultur- und Küchengeschichte der Menschheit, so findet man, daß unser vielbesprochenes „Kriegsbrot“ eine ganze Reihe merkwürdiger Ahnen hat. Aus den sogenannten Pyramidentexten, die dem 8. Jahrhundert v. Chr. angehören, ergibt sich in Übereinstimmung mit viel späteren Mitteilungen des römischen Schriftstellers Diobos, daß die alten

Herbstes in den Berg- und Thälern eine ungewöhnliche Anwesenheit von Herd- und Gekrönten, wie sie nur zu häufig vorkamen, und auch in der Bibel aus der Moseszeit erwähnt werden, die Wurzeln der damals noch endlose Uferbüschel bildenden Papyrusstaude und der Lotusblume getrocknet und zerrieben dem Teige zusetzten. Von den Sphynxmäulern am un- wirtlichen nordöstlichen Gestade des Schwarzen Meeres erzählt ein Geograph der römischen Kaiserzeit, daß sie getrocknete Fische zwischen Steinen zerrieben und dies Fischmehl dem Brote zusetzten — ein Nothbehelf, der auch bei den Lappen der Halbinsel Kosa am Weißen Meer bekannt ist. Dabei sei gleich erwähnt, daß aus der Wikingerzeit von dem schwedischen Forscher Eric Nach Brote aufgefunden wurden, die aus grob zerkleinerter Aderechse und Fichtenrinde bestehen. Sie sind unzweifelhaft als ein Nothbrot anzusehen, da die sonst gefundenen Brote aus Gerste hergestellt waren. In den schlimmen Zeiten der Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian lebten nach Augustinus die in die Schluichten der nordafrikanischen Wüstengebirge geflüchteten Christen monatelang von „Nuchen“, d. h. Hungerbrot aus Strauch- und Graswurzeln. Von ähnlichem Brotersatz wissen die Afrikaforscher Funke und Krapp aus dem Nigerlande und Ostafrika zu berichten; die Bushmänner der Kalahari, die eigentlich immer in einer Nothstandszeit leben, benutzen die dicken Wurzelsäfte der Welmitchia mirabilis, einer merkwürdigen Steppenpflanze, zur Bereitung einer kümmerlichen, brotstabenähnlichen Speise. Den seltsamsten Brotersatz haben wohl einige Indianerstämme des nördlichen Südamerika entdeckt; sie benutzen eine weiche, fettige, tonige Erde, die Alexander von Humboldt zuerst untersucht, der Orinokoreisende Appun dann später erprobt und hungerstillend gefunden hat. In den mittelalterlichen Hungernöthen, die Europa mehrfach heim- suchten, wurden Kastanien, Rübenschnitzel, Eicheln, Bohnen, ja auch Moos, Birkenrinde und Sägemehl dem Broteig zuge- setzt. Die Chroniken der deutschen Städte erzählen erstan- nliche Einzelheiten, die dem guten Magen und der Anspruchs- losigkeit der damaligen Geschlechter alle Ehre machen. Aber auch in der neueren Zeit lehrte die Not, das Brot durch solche und ähnliche zweifelhafte Zutaten zu „strecken“. Im Jahre 1773 gab ein Dr. Strauberg zu Stockholm das Rezept eines Rübenbrotes, das von der schwedischen Akademie der Wissen- schaften als vorzüglich begutachtet wurde. Danach wurden „gelochte und zu Mus zerstampfte Kohlrüben zu gleichen Theilen mit Roggen- und Gerstenmehl unter Zusatz von kochendem Wasser zu einem Teig verknetet, der dann unter Zugabe von Sauerteig zum Gären und Aufgehen gebracht wurde“. Dieses Brot wurde in dem großen Nothjahr 1847, das, wie ähnlich in Frankreich vor 1789 dem Revolutionsjahr vorausging und allerhand Umsturzedanken den Boden ebnete, von einigen Pfarren in Hessen eingeführt und soll sich großer Beliebtheit erfreut haben. In derselben Hungerszeit wurde auch das Eichelbrot ziemlich vollständig, wobei die zer- schnittenen Eicheln zuerst durch öfter erneuertes Wasser aus- gelaugt und dann getrocknet, gemahlen und dem Teig zugefügt wurden. Wie Moos sogar und Akeblütenmehl — aus den getrockneten und zerriebenen Blütenköpfen des weissen und roten Moos hergestellt — als Brotersatz möglich sind, haben die Nothzeiten vor der französischen Revolution, die Hippolyt Raine so packend geschildert hat, und das Elend der schlesischen Weber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gezeigt, das in Gerhart Hauptmanns bekannter Dichtung nachklingt. Die Benutzung der Queckenwurzeln, einer stark wuchernden Gras- art, wurde 1850 von dem Oberpräsidenten von Brandenburg amtlich als Mehlersatz für die Brotbereitung empfohlen. Und in einer 1817 zuerst erschienenen Schrift, die sogar eine zweite Auflage erlebte, schlug der Universitätsprofessor Auten- rieth in Tübingen gar ein Brot mit Sägespänezusatz vor, das freilich keinen Anklang fand. Man sieht: wir sind mit unserem K-Brot noch gar nicht schlecht dran.

Die deutsche Sagenwelt der Arn- und Triglavlandschaft. In der gefürtesten Grafschaft Görz und Gradiska, einem der stärksten Bollwerke des Habsburgerreiches gegen Italien — Kaiser Max, der „letzte Ritter“, hat es vor 400 Jahren zu Osterrich geschlagen — in den jetzt unklümpften Landschaften des Triglav, Arn und oberen Fionzo, blüht die Sage, rankt die Legende, die die besonnenste Erinnerung an die alte, rein ger- manische Zeit bewahrt, wie es sonst selten in diesen mit Italienern und Slaven und ihren Mischtypen durchsetzten

Wäldern der Fall ist. Die merkwürdige Vorstellung von der „letzten Schlacht“, die weit verbreitet und für die mittel- deutsche Legende g. B. unter den uralten Birkenbaum von Chorinchen in der Mark Brandenburg lokalisiert ist, findet sich auch hier, und zwar mit Motiven der Faustsage vermischt. Bauerleute aus Trenta, unweit der Quellen des Fionzo, liehen ihren Sohn in Udine studieren und sorgten, wie bei Danteleuten üblich, durch rzählige „Naturallieferungen“ für seinen Unterhalt. Da fiel eines Winters so gewaltiger Schnee, daß alle Pässe ungangbar wurden und den Studenten keine „Liebesgabe“ mehr erreichte. Er hungerte sich redlich durch, so lange es ging, und schloß schließlich in der höchsten Not einen Pakt mit dem Bösen. Anders als Faust gereute ihn aber das Geschäft bald, und er machte es auch glücklich mit Hilfe der großen Sibylle, zu der er wie Faust zu den „Mittlern“ nieder- stieg, wieder rückgängig. Die Sibylle hatte dem Studenten aus Trenta auch die Gabe der Weissagung geschenkt, und der hatte u. a. eine Vision, es würden einst von Westen zahllose Scharen von Feinden mit Wodsbärten über das Gebiet von Dolmein (talwärts von Karfreit am Fionzo) hereinbrechen; sie würden es von Grund aus verwüsten und alle Männer fortführen, so daß die Zurückbleibenden nach der letzten Schlacht im Schatten eines einzigen Nussbaumes Platz fän- den. . . Das war die Franzosenzeit um die Wende des 19. Jahrhunderts. Aus Guda Juzna in der Fionzolandtschaft stammt eine Sage, die das Motiv von Bürger's „Renore“ — anscheinend das Stild eines alten arischen Völkern gemein- samen Sagenkreises — getreu bis auf die Worte wiedergibt: „Sieh nur, mein Liebchen, wie hell der Mond scheint und wie schnell die Toten reiten.“ Nur der Schluß klingt gemüthlicher aus: das Mädchen entringt sich am Grabe dem Gespenst des Liebsten und kehrt in die Heimat zurück, aber grau und geal- tert, und niemand lebt mehr, der sie kannte. Als eine Art Schilbbürger im Görzer Lande gelten die Bewohner von Sebrelji im Idriabul. Einmal wollten sie das Spiegelbild des Mondes, das sie für einen großen Raub Käse hielten, aus der Idria fischen, gaben aber kopfschüttelnd die fruchtlose Fischezari auf, als der Bürgermeister dabei ins Wasser gefallen war. Ein andermal berieten sie darüber, wie sie mit geringen Kosten ihre Kirche erweitern könnten. Da erschien ein Frem- der und machte ihnen die Sache plausibel: sie sollten draußen nur ihre Röde ablegen und sich dann in der Kirche drinnen mit den Schultern gegen die Mauer stemmen, bis er ihnen zuriefe, es sei genug. Aber sie warteten vergebens, und als sie schließlich den Schaden besahen, waren der schlaue Ratgeber weg und ihre Röde auch. . . Etwas Slawisches Einschlag hat die schöne Sage vom Platorog, die Rudolf Waumbach in einer einst viel geliesenen Dichtung gestaltet hat. Nach der Volks- legende ist Platorog der schneeweisse Gamsbock mit den golde- nen Krideln, das alpine Seitenstück zum St. Hubertushirsch, nach dem das Herz eines jeden Jägers strebt. Er ist nicht kugelfest; wird er aber angeschossen, so entprieht aus seinem Schweiß die wunderschöne Triglav-Mose, die das weitwunde Bild sofort genesen macht, wenn es davon geist hat. Unweit der Spitzengipfel des Krustovs hingt der Bogatin unermessliche Schätze, die, zu verladen, 700 Wagen nicht genügen würden. Aber sie zu heben, ist nur dem kühnen Jäger beschieden, der Platorog erlegt. Bis jetzt ist das keinem gelungen. Wohl traf einst Platorog ein glücklicher Schuß, von dem ihn die Triglav- Mose heilte. In seinem Born zerstampfte er den herrlichen Garten am Triglav, wo er zu weiden gewohnt war, und so entstand hier eine Wüstenei. Nach 700 Jahren aber — die Zeit mag jetzt gekommen sein — wird aus den Steinhauden des Triglav eine Danne erwachsen; sie wird gefüllt werden, um aus ihrem Holz eine Wiege anzufertigen, und das Kind, das da hineingelegt wird, soll dereinst den Schatz des Bogatin heben. . . Die Feste des jetzt viel genannten gleichnamigen Sandstriches Monfalcone soll der Annahme Dietrich von Bern, der große König der Ostgoten, erbaut haben, und es mag hierin ein Kern geschichtlicher Wahrheit stecken; an den einst am weit der rassistischen Orange gelegenen Berg Medea aber knüpft sich eine merkwürdige Argonautensage: die rote Erde in seinen Spalten soll ihre seltsame Farbe erhalten haben, als sie das Blut der hier von Medea geschlachteten Kinder Jafons trank; aus Jafons Stamm aber entsprang das erste Grahen- geschlecht von Görz, — so verbinden sich in diesem merkwürdi- gen Grenzlande althellensische Mythe mit germanischen Er- innerungen.

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

— Erscheint allmonatlich. —

1915.



Gebt's weiter!

Von Otto Fromber.

Es war eines Tages bei Luneville,
Das Heer stand im Pulverdampfe.
Gar mancher tapfere Deutsche fiel
In heldenmütigem Kampfe.
Der ersten einer, welchen man fand,
War ein verstümmelter Reiter.
Er hielt noch ein Rärtchen fest in der Hand.
(Ach, hätt' er's doch längst schon der Mutter gesandt!)
Und konnt' nur noch flüstern: „Gebt's weiter.“

Da sprengte vorüber ein Kamerad.
Man rief ihn herbei, daß er warte.
„Ihr reitet zur Feldpost? Das paßt gerad'!“
Und man gab ihm des Sterbenden Karte.
Der steckte sie zu dem Brief für den Schatz;
Dann stürmte er hastig weiter. —
Da bäumte das Roß. — Ein tollkühner Sak. —
Ein ächzender Aufschrei. — Und tot auf dem Platz
Lieben beide: das Roß und der Reiter. —

Wer weiß, wer den Brief und die Karte fand!
Sie waren mitten durchgeschossen.
Was liebevoll-herzlich geschrieben stand —
Von Herzblut war's überlossen!
Bereinigt so warm, was verschwiegen blieb
Wie das Grab der waderen Streiter.
Was der eine Reiter der Mutter lieb
Und der andre der Herzallerliebsten schrieb —
Ein Wunsch starb mit beiden: Gebt's weiter!

Eine Frauentat.

Kriegsnovelle von Maria Ried-Müller.

Autorisierte Übersetzung a. d. Schwedischen von Thea Sternberg.

Es war am Dienstag, den 15. August 1809, um 4 Uhr morgens.

Die schwedische Schwadron, die unter dem Befehl des Admirals Freiherrn Johan Ryke die Küstenarmee nach Westerbotten führen sollte, um die dort vordringenden Russen zu vertreiben, steuerte vom Herdöjander Hafen aus nach Natan zu, um dort an Land zu gehen.

Die Schärenfischer, mit der Sonne auf, um ihren nächtlichen Fang einzuziehen, sahen mit Erstaunen und Bestürzung die gewaltigen Schiffe und ihr Gefolge von Kanonenschaluppen, Mörserbooten, Galeeren und Transportschuten direkt in die nördliche Wasserstraße lenken. Die Männer ließen die Hände sinken, die Netze ins Wasser zurückfallen und murmelten: „Wird denn nicht endlich der Frieden kommen? Oder ist nun die Reihe an uns, den Russen in den Netzen zu fallen? Was soll daraus werden, wenn all unsere Krieger nach Norden zogen!“

Und die Frauen bei ihren Körben blickten für eine Weile die Heringe auszuweiden, falteten die Lagerer, von Schuppen glänzenden Hände im Schoß und seufzten.

Je höher die Sonne stieg, desto lebhafter wehte der schwache Wind und wurde zu einem frischen, südsüdwestlichen Winde. Aber die leuchtende Meeresfläche bewegte sich rasch all die großen und kleinen Segel, gleich einer Schaar seltsamer, flüchtender Riesenvögel.

Dichte Nebel lagen seit Tagen über Natan und hüllten Strand und Schären in undurchdringliches Grau.

Da vernahm man am Abend des 16. August plötzlich aus dem wallenden Nebel heraus den Schall von Kommandorufen, Gerassel und Lärm.

Die Kosakenposten, die im Ort lagen, witterten Gefahr und suchten sich spornstreichs mit den Divisionen in Djälneboda zu vereinen. Die Bauern, die vor der Ankunft weiterer Feinde zitterten, blickten mutlos hinaus in den dichten, undurchdringlichen Nebel, der gleichsam leberdig geworden zu sein schien durch all diese Laute, deren Ursprung man nicht zu erkennen vermochte.

In dieser Nacht schliefen nicht viele von Natans Bewohnern. Aber am Morgen, als die Nebel sich endlich hoben, hatten sie einen stolzen, freudvollen Anblick.

Es war ihre eigene, die schwedische Flagge, die im Morgenwind wehte. Johan Ryke hatte die gewagte, herrliche Tat vollbracht, in sechsbunddreißig Stunden 40 Meilen weit durch unbekanntes Fahrwasser zu segeln, um all diese Schiffe unbeschadet an ihr Ziel zu führen. —

Schon am Djälnebodapass stieß eine Abteilung der im Laufe des Tages an Land gesetzten Truppen auf russische Infanterie. Aber durch einen raschen Anfall wurden diese gezwungen, zurückzuweichen. Die ganze schwedische Streitkraft setzte nun mutig und zuversichtlich den begonnenen Marsch längs der Küste nach Umeå fort, wo der Feind sein Lager aufgeschlagen haben sollte. Dieser erste Erfolg hatte ihre Triumpfkraft angestachelt. Man würde die Russen zwingen, das Land zu räumen! Es mußte gelingen, nach einer so wunderbaren Fahrt und diesem glücklichen Beginn zu Lande!

Die Truppen marschierten vorwärts auf den ebenen Wegen Bataillon nach Bataillon, Brigade nach Brigade, in guter Ordnung und gleichmäßigem Takt, den Wald und die weiten Sümpfe zu beiden Seiten mit dem Klang ihrer stampfender Schritte und dem dumpfen Rollen der Artillerie erfüllend.

Es war kein eiliger Marsch. General Wachtmeister, der Befehlshaber der Armee, war im Grunde recht unsicher über die Stellung des Feindes und beobachtete, beständig verlagert, die äußerste Vorsicht.

Die aus dem Wasser und den Sümpfen aufsteigenden, sich ringelnden, weißen Nebel erfüllten die dämmerige Augustnacht und hüllten die dahinziehenden Truppen in Dunstschleier ein, die sie als etwas Unwirkliches erscheinen ließen — als Phantaziegebilde, zu dem geheimnisvollen Leben der Nacht gehörig, bald völlig verschwindend in dem dichten Nebel, bald wunderbarlich vergrößert und konturlos.

Zwei Soldaten vom Leibregiment der Königin, die während der ganzen Fahrt den Eindruck gemacht hatten, als wären sie besonders gute Freunde und kaum einen Moment voneinander gewichen waren, hatten sich in dieser Nacht scheinbar sehr viel Wichtiges zu sagen. Sie gingen zuweilen Hand in Hand und sprachen im Flüsterton.

Der Ältere von ihnen, ein stattlicher Mann mit kühnem, offenem Antlitz, schien den anderen in seinem Schutz genommen zu haben und ließ ihn nicht aus dem Auge. Dieser war ein schöner, dunkelhaariger Jüngling, Rinn und Wangen von der bartlosen Weichheit der ersten Jugend. In seinem ganzen Wesen lag etwas Feueriges, Schwärmerisches, und mit Hingebung schloß er sich an seinen großen Kameraden. Die nebelverhüllte Nacht erfüllte ihn offenbar mit Furcht vor all den unsicheren Gefahren, die sie bergen konnte, und mit ange-

Spanntem Ohr lauschte er auf jeden fremden Laut aus Sumpf und Wald.

Glaubst du, fragte er den Freund, daß die Schlacht nahe bevorsteht?

Das weiß niemand, lautete die zögernde Antwort. Doch wir müssen bereit sein. Bist du sehr müde?

Nein, müde bin ich nicht. . . Aber ich fürchte, daß wir voneinander getrennt werden könnten, wenn es beginnt.

Halte dich dicht an mich. . . und du wirst sehen, es geht gut. Fragend sah er den Jüngling an. Du beruhest doch nicht etwa. . . ?

Nein, nein. . . Aber sieh doch! Es brennt in einem Dorf. . . die Russen!

Hastig blickte er in die Richtung, in der die Nebel von Feuerflut gefärbt zu sein schienen.

O nein! Das ist die aufgehende Sonne. So, ja, nun heißt's wieder still stehen.

Als man dann erkundet hatte, daß der Feind in ansehnlicher Stärke bei Läfte, etwa eine Meile südwärts, lag, zog man ihm entgegen.

Die beiden ungleichen Freunde marschierten in einem der ersten Glieder. Sehr ernst blickten sie beide, und trotz der Hitze und des anstrengenden Marsches waren ihre Gesichter bleich wie bei einer heftigen Gemütsregung.

Die Rippen des Jüngeren waren fiebertrocken, seine Augen glänzten heiß, ein Bittern, gleich einem Schüttelfrost, überfuhr zuweilen seine schlanken Glieder. Als sie ein unebenes, steiniges Feld überschritten, nur noch durch ein Gefäß von den kämpfenden Kameraden getrennt, strauchelte er plötzlich. Fest umklammerte der treue Gefährte seine Hand, hielt sie in der seinen und flüsterte:

Bist du sehr müde, Liebling? Gib mir das Gewehr, bis wir ins Feuer kommen.

Nein, nein, lautete die Antwort, aber halte meine Hand. Am schlimmsten ist es jetzt. . . ehe es beginnt. . . Nachher. . .

Er konnte nicht weiterprechen. Der Kommandoruf erscholl, der die Bataillone zum Kampf formierte.

Erst auf zwanzig Schritt Entfernung vom Feinde wurden die Salven abgegeben, mit der Wirkung, daß das feindliche Feuer schwieg. Unter Hurraufen ging es vorwärts. Salve auf Salve wurde abgefeuert und die Russen immer weiter zurückgedrängt.

Halte dich eng an mich! rief der größere der beiden Gefährten dem jüngeren zu. Rasch wieder laden und in den Haufen schießen!

Und dicht nebeneinander stürzten sie vor. Dann plötzlich schlang sich das Gewehr in der Hand des Älteren herum. Er tat einen kampfhaften Sprung nach oben, die Arme ausgestreckt, taumelte er hintenüber, den Freund im Falle mit sich ziehend.

Mit einem Schrei gleich dem eines verwundeten Tieres sprang der Jüngling wieder empor. Er warf sich über den Körper des erschossenen Kameraden, ergriff seine Hand in tiefer Verzweiflung und lauschte auf seinen Atem. Doch unbeweglich und bleich blieb der andere liegen, ein roter Blutstrom rann ihm aus Mund und Nase. Da erhob sich der Jüngere langsam wie ein Nachtwandler. Er sah sich um und schien sich die knorrige Krummholzkiefer zu merken, neben die sie gestürzt waren. Dann eilte er mit dem Ausdruck eines Wahnsinnigen davon. Das Gewehr ließ er neben dem Toten liegen und schien auch nicht die Absicht zu haben, es noch zu gebrauchen, da er jetzt nur nach Gefallenen suchte. Von einem zum anderen schlich er und leerte ihre Patronentaschen, um den kämpfenden Kameraden neue Munition zu bringen. Keine feindliche Kugel schenkte ihm Macht über ihn zu haben, sie sausten an ihm vorüber, über ihn hinweg. Und so fuhr er fort, bis er nicht mehr konnte und halb ohnmächtig ins Moos sank. — — Die Nacht brach herein.

Kürzer den hangrig schreienden Raben, die in schwarzen Haufen über das Schlachtfeld strichen, gewahrte man nichts Lebendes als die Krankenträger, welche die Wunden machten, um die Verwundeten ins Dorf zu schaffen, in dem der Feldscher sein Quartier hatte. Sie waren begleitet von einem jüngeren Offizier.

Am Waldestrand blieben sie plötzlich lauschend stehen und sahen sich erkoumt um.

Das klingt ja wie das Weinen und Jammern eines Weibes, jagte der Offizier. Woher kommt das?

Hier! rief da einer von den rings zerstreuten Trägern und zeigte auf eine knorrige Krummholzkiefer.

Im Heidekraut unter dem Baum lagen zwei Soldaten, der eine mit dem Kopf auf der Brust des anderen.

Sieid ihr verwundet? fragte der Krankenträger. Und wer seid ihr?

Als der zu oberst Liegende, ein schlanker Jüngling mit schönen Zügen, sich nun halb aufrichtete und erkannte, daß die sich nähernden Männer Freunde waren, bang er das Antlitz in die Hände und weinte heftig — jedoch ohne zu antworten.

Der Offizier betrachtete ihn forschend und fragte dann freundlich, ihm die Hände vom Gesicht ziehend:

Bitte, antworten Sie uns. Wer sind Sie, der Sie hier schluchzen wie ein Weib?

Da erhob sich der Jüngling, und still den Blick auf den Toten geheftet, antwortete er:

Ich bin kein Weib. . . Ich bin ihm als Soldat gefolgt, damit wir im Tode beisammen wären. . . Also darf ich wohl auch weinen wie ein Weib. . .

Die Frau des Soldaten Serbenius erhielt zur Belohnung für ihren Mut die silberne Medaille für Tapferkeit im Felde, als wohlverdiente Anerkennung für eine so große Frauentat.

Westerwälder Bauart einst und jetzt.

Von Heinrich Watschmidt (Mster).

Das alte Westerwälder Bauernhaus ist in seiner inneren Einrichtung und in seinem äußeren Aussehen verwandt mit dem niedersächsischen Haus, das sich im Lauf der Jahrhunderte aus dem Haus der alten Deutschen entwickelt hat. Hier wie dort wurde dem Grundbau gehuldigt, daß das Vieh mit den Menschen unter einem Dache, ja, in möglichster Nähe seines Herrn, seinen Aufenthaltsort zu erhalten habe. Man betritt durch die Haustüre des Westerwälder Hauses, die aber durch die eine Längseite führt, einen Raum, der der Diele (Dünge) im niederländischen Hause entspricht. Es ist Hausgang und Küche in einem, der „Ährn“, der als Hauptaufenthaltsort der Bewohner in der warmen Jahreszeit dient. An einer Seite des Raumes liegen Stube und Kammer, an der anderen aber führt eine Tür unmittelbar in den Stall. Der Küchenhausgang (Ährn) führt durch die ganze Tiefe des Hauses. Dieses ist Fachwerkhäuser, an dem gewöhnlich das Holz überreich Verwendung fand. Die Balken, die an der Vorderwand nicht selten eingrizsene Linien als Verzierungen zeigen, sind schwarz oder dunkelbraun, desto heller leuchtet das Weiß der getünchten Gefache hervor. Das Dach reicht an einer Seite, ursprünglich nur an der Wetterseite, weit herab zur Erde; so entsteht die dem Westerwälder Haus eigentümliche Einflüchtigkeit. Später wurde die lange Dachseite auch nach anderen Himmelsrichtungen gerichtet. Das lange Dach des Westerwälder Hauses erinnert auch wieder an das niedersächsische Haus, nur daß bei diesem die beiden Dachseiten tief zur Erde greifen, während erstere nur nach einer Seite hin sich herniederneigt. So kommt es, daß das Westerwälder Haus an der Vorderseite zwei Stockwerke, an der Rückseite aber nur eines zeigt, und dieses, ein Anhängsel, führt den bezeichnenden Namen „Niederloaf“ (Nirrenloaf).

Ehemals war das Strohdach*) ein wesentliches Merkmal Westerwälder Bauart, doch ist es im Lauf der Zeit fast ganz verschwunden, so daß wohl in absehbarer Zeit mit dem völligen Entfall des Strohdaches durch das Schieferdach zu rechnen ist. — Der Anfall der Witterung, besonders der Regenreichtum des Westerwaldes, zwang seine Bewohner, die Außenseite des Hauses zu belassen. Ursprünglich bildete das „Gefieder“ (Gefirzer) diesen Schutz, ein starker Lehmbewurf, in den handlange Strohhalme eingedrückt wurden, die, nach unten geneigt, das Regenwasser ableiteten. Später beschlug man die Wetterseite mit Brettern, deren Fugen durch Leisten überdeckt wurden. Bretter und Leisten erhielten einen Anstrich, die erfordern gewöhnlich in rotbraun, die Leisten wurden weiß. Noch heute sind viele Häuser auf dem Westerwald auf diese Weise bekleidet und gewährt durch den buntpfarbigen Anstrich einen eigentümlichen Anblick. Jedenfalls sind diese Häuser ein Beweis, daß auch der Westerwälder frohe Farben liebt. Leider ist man in neuer Zeit in einigen Orten auch zu dem Zinkblechbeschlag übergegangen; hoffentlich finden diese wenigen bösen Beispiele keine Nachahmer. Noch ist der Schieferwandbeschlag heute die vorherrschende Wandbekleidung.

Das alte Westerwälder Bauernhaus hat sich im Lauf der Jahre manche Abänderung gefallen lassen müssen. Diesem

*) Vergleiche des Verfassers Abhandlung über das Strohdach in Nr. 44, 46 des „Landboten“ von 1912.

wurden die Holzfachwände des Untergeschosses durch einen massiven Unterbau ersetzt. Erhält dieser außen einen weißgetünchten Verputz, so tut dieser Unterbau dem Charakter des Hauses keinen Abtrag, im Gegenteil: die weißleuchtende Wandfläche des Untergeschosses hebt sogar das schwarze Holz des Oberstockes zu schöner Wirkung. Schlimmer ist es schon, ja, als Verschandelung schlimmster Art muß es bezeichnet werden, wenn z. B. die ganze Vorderwand bis zum Dach aus weißen Kalkuffsteinen aufgemauert wird, die unberputzt bleibt und deren Fensteröffnungen mit roten Backsteinen umrahmt sind. Einen abstoßenden Anblick gewährt ein so zurrechtgestuftes Haus, es macht den Eindruck eines Kleides aus selbstgewebtem Stoff, dem allerlei Flicken von modernem Stiller aufgeheft sind.

Vielmehr hat man auch die einstöckige Hinterwand des Hauses um ein Stockwerk erhöht und auf das Ganze ein neues Dach gesetzt. Das, was so entstanden ist, kann als Westerbäuer Bauernhaus alter Art nicht mehr angesprochen werden. Es stellt den Übergang her zu den Häusern, wie sie in unserer Zeit errichtet werden. Dies sind dem äußeren Ansehen nach zweistöckige Häuser ohne jeglichen Schmuck, mit gewöhnlichem mittelsteilen Dach ohne Dachgauben und Frontspitze. Die Außenseiten der Häuser sind meistens mit Schiefer Keschlagen. Leider gewährt die eintönige Schieferfarbe keinen freundlichen Anblick, besonders, wenn das ganze Haus vom Sockel bis zum Dach in diesen Stein gehüllt ist und eine Ungleichheit der Art ohne Unterbrechung nebeneinander stehen. Hier ließe sich trotzdem ein schönes Vorbild schaffen, wenn alle Fenster weiß und alle Türen in einer anderen, ungebrosenen Farbe gestrichen, und der Schieferbeschlag zwischen den Fenstern farbig gemustert würde, wie das an den Schulhäusern neuester Art geschahen ist.

Die innere Raumverteilung schließt sich an die in den alten Westerbäuer Bauernhäusern an, nur daß jetzt Hausgang und Küche getrennt sind. Beklere liegt also der Haustür gegenüber an der Rückwand des Hauses. In den meisten Häusern steht noch heute der Stall in direkter Verbindung mit dem Wohnhaus. Gewöhnlich führt eine Tür aus der Küche unmittelbar in den Stall oder doch aus dem vor der Küche liegenden Hausflur. So sehr eine solche Verbindung für den Landmann bequem ist, weil er an kalten Winterabenden beim Viehfüttern nicht ins Freie braucht, so sehr ist sie aber in gesundheitlicher Beziehung zu verwerfen, da diese direkte Verbindung zwischen Stall und Wohnräumen die Luft im Hause durchaus nicht verbessert. Besonders unangenehm macht sich dieser Übelstand bemerkbar, wenn Küche und Stall nur durch eine Tür getrennt sind. Dient doch die Küche, wenigstens im Sommer, als Speiseraum, und der Stallluft vermag den Appetit sicher nicht bei allen Landbewohnern anzuregen. Neuerdings hat man diesen Mißstand abzustellen gesucht, indem man Küche und Stall durch einen verdeckten Gang, der an der Rückseite des Hauses hinführt, verbindet. So ist der Unangenehmkeit Rechnung getragen, ohne daß die Bewohner des Hauses immerfort vom Stallgeruch belästigt werden. Diese Einrichtung sollte mehr Anwendung finden.

Unsere Westerbäuerhöfchen sind von unberputzten Backsteinbauten ziemlich verschont geblieben. Wir sehen ziemlich; denn vorzüglich fallen uns ihre unberputzten Wände doch in die Augen. Es sind die Schulhäuser. Es gab nämlich eine Zeit, in der man auf dem Westerbäuer die Schulhäuser in massivem Backsteinwerk aufführte, weil man glaubte, bei diesem Baumaterial am längsten von Reparaturen verschont zu bleiben. So sprach man allen Forderungen des Heimatschutzes Hohn, und das Schulhaus steht als Fremdling mitten unter den Dorfhäusern, denen es doch auch hinsichtlich seiner Bauart ein Vorbild sein sollte. Glücklicherweise hat der Anblick der Schulhäuser nur selten einen häßlichen Eindruck verleiht, in gleicher Weise zu haben. Man sah doch bald ein, daß die massive, unberputzte Wand, mochte sie aus Backstein oder aus Kalkuffstein aufgemauert sein, für uns nicht geeignet. Nicht aus Gründen des Heimatschutzes, daran denkt der gewöhnliche Mann noch nicht, sondern aus Zweckmäßigkeitsgründen. Massive Backsteinwände werden feucht; denn der Westerbäuer ist sehr niederschlagsreich, wie das auch die Weißburger Wettertafel nachweisen kann. Die Wände an der Westseite schlagen durch, sie fangen in den Zimmern an zu schimmeln, und die Gemeinden müssen sich den Kopf zerbrechen, wie sie die Wände trocken erhalten können.

So ist denn jetzt für die Westerbäuer Schulhäuser ein anderer Stil aufgekommen, der wohl in der Hauptsache Herrn

Professor Tschir zuguschreiben ist. Hohe Backsteinwände werden dabei vermieden, das untere Stockwerk erhält einen weißgetünchten Verputz, das obere Schieferbekleidung, dem durch Muster aus weißgestrichenen Steinen die Einseitigkeit genommen ist. Das Dach paßt sich den klimatischen Verhältnissen an, da es steiler ist, als sonst üblich war. Die Fensteröffnungen haben oben einen geradlinigen Abschluß, vermeiden also die Bogen, dazu sind die weißgestrichenen Fenster kleiner als früher und entsprechen eher dem ländlichen Charakter des Baues. Schulhäuser dieser Art fügen sich in das Dorfbild ein und heimeln an. Hoffentlich dienen sie den Bauern des Dorfbewohners als Vorbilder, einzelne Häuser im gleichen Bauart sind denn auch schon hier und da entstanden. Es scheint, als ob dieser Stil für Nassau der offizielle werden sollte; denn auch die Eisenbahnbehörde wendet ihn an.

Landläufige Redensarten.

Von A. Gebauer 7.

Es ist höchst interessant, den landläufigen Redensarten unseres deutschen Volkes nachzugehen. Wir finden in ihnen viel Witz und einen köstlichen Humor, besonders in denen, die gleich eine praktische Anwendung auf das menschliche Leben enthalten. Nun paßt die zu der Redensart geschaffene Situation meistens „wie die Faust aufs Auge“; aber darin liegt gerade das Komische.

Einige der bekanntesten Redensarten seien hier mitgeteilt.

Am Anfang ist schwer, sagte der Dieb, da stahl er einen Amboss. — Alles mit Maß, sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle tot. — Besser ist besser, sagte der Junge, da streute er Zucker auf den Sirup. — Da geht's schweinisch zu, sagte der Bauer, als er seine Sau schlachten ließ. — Da wird der liebe Gott mit dem seine Rot haben, sagte der Hochen, als er hörte, der Hanswurst wäre gestorben. — Da hört ja jeder Respekt auf, sagte der Fischer, als ihm ein Secht ins Gesicht sprang. — Da haben wir Gottes Wort schwarz auf weiß, sagte der Bauer, da sah er den Priester auf einem Schimmel reiten. — Das Beste holt der Teufel immer zuerst, sagte der Bauer, heute meine Frau und gestern mein bestes Pferd. — Das Nützlichste zuerst, sagte der Bauer, da prügelte er seine Frau und ließ das Pferd im Graben liegen. — Das wolle Gott nicht, rief der Bauer, als er hörte, daß der Frühling alles aus der Erde locke; dann käme ja meine Frau auch wieder. — Das ist überflüssig, sagte die Köchin, da ließ ihr die kochende Milch über. — Das ist nur ein Nebengang, sagte der Fuchs, da zog man ihm das Fell über die Ohren. — Das war ein entschiedener Mißgriff, meinte der Bettler, als ihm der Hund in die Krücke biß. — Das war doch nicht ganz vorbei, sagte Hanschen, da hatte er nach dem Hund geworfen und die Großmutter ins Auge getroffen. — Das hat keine Schwierigkeit, sagte der Bäcker, als er das Brot zu leicht machte. — Das wird heute ein heißer Tag werden, sagte das alte Weib, als sie verbrannt werden sollte. — Das soll mir nicht wieder passieren, sagte Johann Timm, da mußte er an den Galgen. — Dem Reinen ist alles rein, sagte der Petrusknecht, da fiel er in den Kaminstein. — Dem Gefühl nach hat der Mann recht, sagte der Adyokat, da drückte ihm einer einen Louisdor in die Hand. — Der Sache ist nicht zu trauen, sagte der Junge, Vater, leg erst den Stock weg. — Die alten Kühe schluden auch gern Salz, sagte das alte Weib, als es einen jungen Burckher heiratete. — Eine Arme kann einen ebenso sehr ärgern als eine Reiche, sagte der Bauer, als er nach Geld heiratete. — Er ist so eigen wie Jochen Claas, der sollte an den Galgen und wollte nicht. — Erschrick dich nicht, sagte der Fuchs, da sprang er auf den Ochsen. — Es ist besser etwas als nichts, sprach der Wolf, da verschlang er eine Mücke. — Es gilt mir gleich, arm oder reich, sagte der Frieremann, wenn sie nur Geld hat. — Er hat sich versehen wie Meister Wilhelm, der wollte sich ¼ Pfund Tabak kaufen und stahl ein ganzes. — Entschuldigen Sie, sagte der Teufel, da gab er einem einen Fußtritt. — Gewohns, Miez, gewohns, sagte der Bäcker, da legte er mit der Kasse den heißen Ofen aus. — Gleich und gleich gesellt sich gern, sagte der Teufel, da hatte er einen Advokaten, einen Schneider, einen Weber und einen Müller im Sad. Ja, wenn wir nicht wären, sagte die Daterne zum Mond, da ging sie aus. — Ich muß der Sache auf den Grund gehen, sagte der Sternrunder, da fiel er in den Brunnen. — Ich strafe meine Frau mir mit guten Worten, sagte Lehmann, da warf er ihr die Bibel an den Kopf. — Ich bin über die Erde erhoben, sagte der Dieb, da hing er am Galgen. — Ich mache einen rührenden Eindruck, sagte die Magd und rührte den Kartoffelbrei um. — Ich kann das Ribeln am Gasse nicht vertragen, sagte der Dieb, als sie ihn aufhängen wollten. — Ich habe keine Zeit, sagte der Fuchs, da sah er den Jäger kommen. — Ich schäme mich, sagte das Mädchen, da hielt es einen Zwirnsfaden vor die Augen. — Ich werde kein Narr sein, sagte der Wolf, und lasse mich von dem Schafe beißen. — Ironie ist menschlich, sagte der Bauer zu seiner Frau, als er im Finstern die junge Magd küßte. — Kommt Zeit, kommt Rat, sagte der Bauer; aber nicht Sodzeit, auch nicht Petrat, meinte der Lohrer. — Man kann nicht wissen, wo der Dase läuft, sagte

Der Bauer, da legte er die Schlinge aufs Dach. — Meine Werte folgen mir nach, sagte der Löbfer und fiel mit dem Ofen um. — Mit allem Blaisir, sagt der Bauer, wenn er muß. — Na, die Woche fängt gut an, sagte der Dieb, als er am Montag gehängt werden sollte. — Nichts für ungut, sagte der Fuchs, da hatte er die Gans am Bidel. — Praktisch muß man sein, sagte die Frau, da setzte sie den Lappen neben das Loch. — So was hab ich noch nicht erlebt, sprach Jochen, da legte ihm der Henker die Schlinge um den Hals. — Viel Kinder, viel Segen, sagte der Küster, als er den Taufstein in die Tische steckte. — Viele Köpfe, viel Sinne, sagte der Knecht, da schmiß er mit einem Wagen voll Strohköpfe um. — Was alt ist, das reißt, sagte der Teufel, da riß er seiner Großmutter das Ohr ab. — Was nichts kostet, dauert nichts, sprach Johann Fink, da hatte ihn seine Mutter vom Galgen losgekauft. — Was doch jetzt die Madeln schlecht sind, sagte der Schneider, da kam er aus dem Wirtshaus und wollte einfadeln. — Was kimmert mich, was hinter mir vorgeht, sagte der Junge, als er Schläge kriegte. — Wie geht's? sprach der Blinde zum Lahmen. Der antwortete: Wie Sie sehen. — Wir könnten wie Brüder mit einander leben, sagte der Junge von seinem Vater, aber er will ja nicht. — Wollen sehen, sagte der Blinde. — Wo nun heraus, sagte der Fuchs, da sah er in der Falle. — Zum Leben ist wohl wenig Hoffnung, meinte der Schneider, da hatten sie seine Frau sezirt.

Ob alle diese Nebensorten ihren Ursprung innerhalb der rassischen Grenze haben? Ich möchte es beweisen. Einige scheinen eingewandert zu sein und sich erst mit der Zeit beimalrecht erworben zu haben. Auf eine in ganz Nassau verbreitete Nebensort: „So gihn die Gäng“, hat de Miller gesagt, un do hat er Bloh aan, un des wor sein Hausgana, am der wor nit sein“, hat der Landbote bereits früher hingewiesen.

Umschau.

* Der „Tod von Opern“. Die Nebensort: „Er sieht aus, wie der Tod von Opern“, ist im Hessischen (Gegend von Marburg) auf dem Land noch heute gebräuchlich. Über die Entstehung des Ausdrucks erzählt der Volksmund: Hessische Soldaten, die ja in früheren Zeiten oft in verschiedenen Gegenden der Welt für andere ihre Haut zu Markte tragen mußten, seien auch in Flandern als Söldner tätig gewesen. Nun sei als Folge des feuchten Klimas die Pest unter den Kriegern ausgebrochen, und der Tod sei gar oft im Lager eingekehrt. So wäre der Ausdruck „der Tod von Opern“ entstanden. Der „Tod von Opern“ hat auch den Namen für ein Insekt hergeben müssen. Im Hessischen führt nämlich die Libelle (Wassersjungfer) diesen Namen, wahrscheinlich wegen ihres Aussehens.

W.-N.

* „Beerenlesen verboten!“ Ungemein reich verspricht die diesjährige Beerenerte zu werden, besonders gilt das von den Heidelbeeren. Es wäre für die Volksernährung von großer Bedeutung, wenn dieser Beerenreichtum in ausgedehnter Maße nutzbar gemacht würde. Dem widerspricht aber die in den Vorjahren oft gerügte Maßregel der Gemeinden, in den Wäldungen das Beerenlesen einfach zu verbieten oder nur den Gemeindegewanderten zu gestatten. Man hat dies Verbot zu begründen gesucht, indem man auf den Schaden hinwies, der oft angerichtet würde, aber der kann vermieden werden, da Schonungen vom Betreten überhaupt ausgeschlossen bleiben. Auch der Forstfiskus läßt sich durch die Aussicht auf etwaige Beschädigungen nicht abhalten, die Wäldungen für Beerenleser offenzuhalten. Zeit wird auch in diesem Jahr zur Vergangung der Beerenerte bleiben; denn zwischen den Ernteabschnitten in der Landwirtschaft gibt es immer Pausen, in denen Beeren gepflückt und eingelegt werden können.

Gaushaltungsschule. Zur hauswirtschaftlichen Unterweisung von schulentlassenen Mädchen sind auf Ansuchen des Vaterländischen Frauenvereins in Hofheim a. L. unter Leitung der Kreis-Gaushaltungslehrerin am 16. Januar 1913 beginnend zwei je achtwöchige Kurse abgehalten worden. Im Anschluß hieran hat der Vaterländische Frauenverein in Höchst a. M. drei Kurse für schulentlassene Mädchen unter Leitung der Kreis-Gaushaltungslehrerin abgehalten. Der erste Lehrgang, an welchem 14 Schülerinnen teilnahmen, fand durch die Abschlußprüfung vom 2. November 1913 sein Ende. Am dem zweiten am 10. November 1913 begonnenen Lehrgang beteiligten sich 16 Schülerinnen. Die Abschlußprüfung fand am 25. Januar 1914 statt. Anschließend hieran fanden zwei

weitere Kurse für schulentlassene Mädchen statt. In den Gemeinden Nied und Sossenheim ist der Gaushaltungsunterricht für Volksschülerinnen der obersten Jahrgänge zu einer obligatorischen Einrichtung gemacht. Für diesen Zweck sind in besonderen Kursen technische Lehrerinnen ausgebildet worden. Mehrere andere Gemeinden haben in ihren Schulneubauten die nötigen Räume vorgesehen, um demnächst ebenfalls den Gaushaltungsunterricht in den Lehrplan aufnehmen zu können. Auf Anregung der Landwirtschaftskammer für den Regierungsbezirk Wiesbaden hat die Kreis-Gaushaltungslehrerin vom 4. bis 14. August 1913 an einem Obstverwertungskursus und anschließend daran bis zum 23. August 1913 an einem Kursus für Gaushaltungslehrerinnen zur praktischen und theoretischen Belehrung im Gemüsebau und der Gemüseverwertung in Geisenheim a. Rh. teilgenommen.

* Der Zug vom Lande. Im Großherzogtum Hessen wird die Schule in den Dienst der Bekämpfung der Landflucht gestellt. Auf Anregung der Landwirtschaftskammer sind die Kreisschulkommissionen durch das Ministerium veranlaßt worden, in sämtlichen Bezirkskonferenzen der Lehrer und Lehrerinnen das Thema: „Was kann die Schule zur Bekämpfung der Landflucht tun?“ zu behandeln. In der Stille ist gewiß auch bei uns in der Schule, die hier ein dankbares Feld ihrer Tätigkeit hat, schon manches geschehen, das geeignet ist, den Zug vom Lande aufzuhalten. Manche Beobachtungen, so die kräftig einsetzende Eigenheimbewegung, weisen auch darauf hin, daß die Anziehungskraft der Städte ihren Höhepunkt überschritten hat. Aber gewiß würde ein planmäßiges Zusammenwirken von Schule, Behörden und den schon länger auf diesem Gebiete tätigen Wohlfahrtsvereinen, dieser Gegenbewegung gegen die Landflucht mehr Nachdruck und Erfolg verleihen.

Kleinwohnungen. Die vom Oberamtskreis zur Förderung des Baues von Kleinwohnungen für Arbeiter und gering bezahlte Beamte zur Verfügung gestellten Geldmittel (500 000 M.) sind vollständig aufgebraucht. Viele Bewerber haben mangels zur Verfügung stehender Mittel nicht berücksichtigt werden können. Der Bericht der Kreisverwaltung über das Jahr 1913 bemerkt nun: Nachdem die Landesversicherungsanstalt die Vergabe weiterer Darlehen in Aussicht gestellt hat, erscheint es angebracht, in der Förderung dieses sozialpolitischen Zwecks durch Ausleihung von erstgestellten Hypotheken auf neu zu errichtende Wohnhäuser fortzufahren, und zwar unter Verbeibehaltung der bisherigen Grundsätze. Die seit 1904 bestehende Einrichtung hat sich gut bewährt; Verluste sind dem Kreis noch nicht entstanden. Der Kreis ist beteiligt: beim Oberwieseler Bau- und Sparverein mit 18 Geschäftsanteilen, bei der gemeinnützigen Baugenossenschaft zu Bad Homburg v. d. G. mit 23 und bei der gemeinnützigen Baugenossenschaft Cronberg-Schönberg mit 2 Geschäftsanteilen (je à 200 M.).

* Auslegen von Ragen. In manchen Ortschaften des Westerwaldes besteht vielfach die Gepflogenheit, junge Ragen, anstatt sie, falls sie im Überflus vorhanden sind, ohne Qual zu töten, auszuheben in den Wäldern. Das ist einmal ein recht herzloses Beginnen. Die meisten der ausgelegten Tiere vermögen sich infolge ihrer Unbeholfenheit nicht zu ernähren und müssen daher Hungers sterben. Manche allerdings arbeiten oder hungern sich dank ihrer angeborenen Fähigkeit durch. Und sie gerade werden zu den schlimmsten Feinden unserer einheimischen Vogelwelt. Viel schlimmer sind sie als die wildernden Hauskaten. Sie denken gar nicht daran, sich mit der mageren Beute des Waldmäulchens zufriedenzustellen. Ihnen schmeckt die junge, zarte Vogelwelt aus dem Nest weit besser. Auch alte Vögel werden von ihren Jungen weggefangen, was doppelt schlimm ist. Eine solche Raube läßt in ihrem Bereich keinen Vogel aufkommen. Die meisten Leute, die auf die angegebene Weise die Ragen auslegen, wissen wohl gar nicht, welchen Schaden sie dadurch der Vogelwelt und damit sich selbst zufügen. Die es aber wissen, und denen es bekannt ist, daß auch der niederen Jagd Schaden zugefügt wird, und tun's doch, lassen sich damit eine Gewissenlosigkeit aufschreiben.

O. R. D.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.